
Dietmar Rothermund

**Die Geschichtsschreibung im unabhängigen Indien:
„Bürgerlich-nationale“, marxistische und
„subalterne“ Perspektiven**

Das Vorurteil, Indien habe kein Geschichtsbewußtsein, hat sich lange gehalten. Die Forschung hat jedoch gezeigt, daß Tempelchroniken und Inschriften, Landschenkungsdokumente etc. durchaus reiche historische Informationen vermitteln. Andererseits gibt es in Indien auch eine „antigeschichtliche Erinnerungskultur“ (Assmann), die zuletzt noch Mahatma Gandhi treffend charakterisierte: „Das was von Dauer ist und daher Bedeutung hat, entgeht dem Historiker, der nur Ereignisse beschreibt. Die Wahrheit transzendiert die Geschichte.“

Die akademische Geschichtsschreibung Indiens hat dagegen bereits im 19. Jahrhundert im Zeichen des erwachenden Nationalismus eine moderne Richtung eingeschlagen. Zur Zeit der Kolonialherrschaft ging es dabei vor allem um die alte indische Geschichte, die als nationales Erbe reklamiert wurde. Die neuere Geschichte, oder gar die Zeitgeschichte waren politisch zu gefährlich. Doch die Geschichtsschreibung über alte Zeiten konnte eine kompensatorische Bedeutung haben. Ein interessantes Beispiel darf ist das Werk des indischen Historikers R. C. Majumdar, „Ancient Indian Colonies in the Far East“ (1927). Majumdar hatte die damals neuen Erkenntnisse über den indischen Kultureinfluß in Südostasien unter dem Gesichtspunkt dargestellt, daß die Inder zwar in der Neuzeit unter britische Kolonialherrschaft gekommen seien, aber selbst in alter Zeit Kolonien in Südostasien errichtet hätten, also eine imperiale Tradition vorweisen konnten, die weit älter war als die der Briten. Als Historiker in der europäischen wissenschaftlichen Tradition war er gewissenhaft genug, das Quellenmaterial, das einen kulturellen Einfluß zeigte, nicht kurzerhand im Sinne einer tatsächlichen Kolonialherrschaft zu deuten. Er beschränkte sich auf die durch den Titel seines Werks gegebene Andeutung, die von vielen indischen Nationalisten begeistert aufgenommen wurde.

Die Aufarbeitung des Freiheitskampfes

Nach der Erlangung der Unabhängigkeit konnten die indischen Historiker sich dann der Bewältigung der kolonialen Vergangenheit und der Aufarbeitung des indischen Freiheitskampfes zuwenden. Die Republik Indien war sogar dringend an einer nationalen Geschichtsschreibung interessiert, deshalb wurden entsprechende Arbeiten von staatlicher Seite gefördert. In allen indischen Bundesländern wurden Kommissionen eingerichtet, die Material zur Geschichte des Freiheitskampfes sammelten und veröffentlichten. Diese nahmen ihren Auftrag auf sehr verschiedene Weise wahr. In Uttar Pradesh betrachtete man den Aufstand von 1857 als Vorgeschichte des Freiheitskampfes, und die zuständige Kommission publizierte allein über ihn mehrere Bände. Anderswo beschränkte man sich auf das 20. Jahrhundert und auf mehr oder weniger nüchterte Aktenveröffentlichungen. Alles das sollte als Grundlage für eine nationale Geschichte des Freiheitskampfes dienen, die ein namhafter Historiker verfassen sollte. Zunächst beauftragte das dafür zuständige Bundeserziehungsministerium den bereits erwähnten R. C. Majumdar damit, der auch zügig daran arbeitete. Doch sein Manuskript fand nicht die Billigung des zuständigen Ministers, Maulana Abul Kalam Azad, der eng mit Mahatma Gandhi zusammengearbeitet und politisches Gewicht in der Bundesregierung hatte. Majumdar war ein Hindu-Nationalist und konnte dies auch in seiner Darstellung des Freiheitskampfes nicht verleugnen. In der Tat war der an die Vedantaphilosophie anknüpfende Solidaritätstraditionalismus der Hindu-Nationalisten für die Ideologie des Freiheitskampfes bedeutsam. Die Muslims waren in diese Solidarität nicht eingeschlossen, doch auch unter ihnen gab es Nationalisten wie Maulana Azad. Er verlangte eine „säkulare“ Darstellung des Freiheitskampfes. Schon damals trafen also „Säkularismus“ und Hindu-Nationalismus als nicht miteinander vereinbare Ideologien aufeinander. Majumdar wurde der staatliche Segen entzogen. Er veröffentlichte darauf seine Geschichte des Freiheitskampfes in der von ihm herausgegebenen „History and Culture of the Indian People“. Der Minister fand dann in Tara Chand einen ihm genehmen Autor, der die „offizielle“ Geschichte des Freiheitskampfes schrieb. Tara Chand war Schuldirektor in Allahabad und dann indischer Botschafter in Teheran gewesen, als bedeutender Historiker hatte er zuvor nicht gegolten. Er bekam im Nationalarchiv geradezu fürstliche Arbeitsmöglichkeiten und widmete sich begeistert seinem Alterswerk. Er konzipierte es als eine dialektische Trilogie. Zunächst schilderte er den Verlust der Freiheit im 18. Jahrhundert, dann die Zeit der Kolonialherrschaft und schließlich die Wiedergewinnung der Freiheit. Den Hindu-Nationalismus behandelte er sehr distanziert, widmete aber dem politischen Denken der

indischen Muslims ein sehr interessantes Kapitel. Er stellte darin die islamischen Rechtsgelehrten (*ulema*) der auf ihren wirtschaftlichen Vorteil bedachten Muslim-Mittelklasse gegenüber. Die Gelehrten waren und blieben Anti-Imperialisten, die Mittelklasse suchte Schutz bei den Briten. Maulana Azad, der den ersten Typ geradezu exemplarisch verkörperte, wird sich über dieses Kapitel besonders gefreut haben.

Tara Chands Werk war das eines Chronisten des indischen „Establishment“. Es war nicht sehr inspirierend. Die jüngere Generation der indischen Historiker wurde zunächst einmal durch dieses Werk demotiviert. Einerseits regte es kaum zu weiterem Nachdenken an, andererseits erweckte es den Eindruck, es sei ja nun alles bereits gesagt. Der Staat hatte mit dieser Veröffentlichung seine Schuldigkeit getan und bemühte sich nicht um weitere Forschungsförderung auf diesem Gebiet. Erst die britische Aktenveröffentlichung „The Transfer of Power, 1942–1947“¹ wurde von der indischen Regierung als Herausforderung empfunden, und sie beschloß ihrerseits eine mehrbändige Veröffentlichung dieser Art unter dem Titel „Toward Freedom“ zu finanzieren. Ein Stab von Historikern wurde engagiert, der eifrig Akten sammelte, doch das Unternehmen erbrachte lange Zeit nichts. Kein namhafter Historiker fand sich bereit, als Herausgeber zu fungieren. Erst als man den Ausweg fand, einzelne Historiker mit der Herausgabe von Jahresbänden (für die Zeit von 1937 bis 1947) zu beauftragen, gelang es, einige Bände auf den Weg zu bringen. Einige der Herausgeber gehörten aber der marxistisch geprägten jüngeren Generation an. Als ihre Bände endlich fertig waren, hatten die Hindu-Nationalisten die Regierung gebildet, und es wiederholte sich nun mit anderem Vorzeichen der Konflikt, den seinerzeit dazu geführt hatte, daß Mnjumdars Werk nicht die Gnade des Ministers fand.

Der Siegeszug der marxistisch orientierten Historiker

Die jüngere Generation der indischen Historiker, die den Freiheitskampf nicht mehr aktiv miterlebt hatte, merkte bald, daß die Freiheit keine bemerkenswerte Veränderung der sozialen Verhältnisse mit sich gebracht hatte. Noch ehe sich eine „bürgerlich-nationale“ Schule der Geschichtsschreibung voll heranbilden konnte, war daher eine Phalanx marxistisch orientierter Historiker auf dem Vormarsch. Sie erfreute sich unter Nehru und Indira Gandhi auch offizieller Protektion und wurde daher bald zu einem neuen „Establishment“. Doch waren diese Historiker durchaus qualifizierte Wissenschaftler und nicht etwa nur politische Karrieristen. Insbesondere in der

1 N. Mansergh (Hrsg.), 12 Bde., London 1970ff.

Sozial- und Wirtschaftsgeschichte erzielten sie beachtliche Fortschritte. Freilich gab es auch negative Konsequenzen: Wer nicht auf ihrer Wellenlänge war, wurde als „bürgerlich-national“ abqualifiziert und marginalisiert. Das machte sich auch bei der Vergabe von Mitteln und der Rekrutierung des Nachwuchses bemerkbar – eine Tatsache, die jetzt von Vertretern des politisch aufstrebenden Hindu-Nationalismus angeprangert wird, der jedoch in letzter Zeit keine namhaften akademischen Historiker hervorgebracht hat.

Marxistische Historiker sind zur „Klassenanalyse“ verpflichtet. Dieser Ansatz hat einen gewissen heuristischen Wert, aber viele Phänomene der indischen Geschichte lassen sich so nicht erfassen. Besondere Schwierigkeiten hatte man mit dem Kastenwesen. Dies war ein Phänomen, das Nationalisten und Marxisten gleichermaßen mieden. Für die Nationalisten, deren Geschichtsschreibung sich um die Rekonstruktion der nationalen Solidarität bemühte, war es peinlich, die Existenz von Kasten, die einer solchen Solidarität zuwider war, zur Kenntnis zu nehmen. Die Marxisten aber konnten Kaste und Klasse nicht auf einen Nenner bringen und gingen daher der „Kaste“ aus dem Wege. Die „Kastenanalyse“ blieb daher den Kulturanthropologen überlassen. Genau wie in Großbritannien gab es kaum Ansätze zur interdisziplinären Verbindung von Geschichte und Anthropologie in Indien. Es kam hinzu, daß sich marxistische Historiker als „progressiv“ empfanden, während die Kulturanthropologen eher als konservativ galten. Man hatte daher auch ideologische Gründe, sich gegenseitig zu meiden.

In dem durch marxistische Erkenntnisinteressen vorgegebenen Rahmen leistete die jüngere Generation der indischen Historiker viel. Freilich hat sie nicht überall in Indien das gleiche Gewicht. Kalkutta, Delhi und Aligarh und einige Universitäten in Kerala gehörten zu ihren Hochburgen. In vielen anderen Bundesländern hatte sie schon deshalb wenig Bedeutung, weil dort die Ausstattung der Historischen Seminare der Universitäten sehr zu wünschen übrig ließ. Natürlich wurde das Fach Geschichte überall an den Colleges gelehrt. Aber die durch hohe Lehrdeputate überlasteten College-Professoren haben kaum Zeit, sich über Forschungstrends Gedanken zu machen. Sie folgen den vorgeschriebenen Lehrbüchern, die Routinewissen vermitteln.

Doch in bezug auf einige Kernthemen hat sich das marxistische Erkenntnisinteresse auch auf die Gestaltung der Lehrbücher ausgewirkt. Hierbei steht an erster Stelle die Auseinandersetzung mit dem Begriff des Feudalismus, der für die indischen Marxisten von ganz zentraler Bedeutung ist.

Die Debatte über den indischen Feudalismus

Bekanntlich hat Marx Stadien der Weltgeschichte postuliert, bei denen dem Feudalismus als Vorstufe des Kapitalismus eine besondere Rolle zukommt. Nach seiner Ansicht waren die Länder Asiens von der Stufenfolge ausgeschlossen, sie verharrten aufgrund der „asiatischen Produktionsweise“ auf einer Stufe geschichtsloser Stagnation. Marx gestand deshalb der britischen Kolonialherrschaft in Indien eine positive Bedeutung zu. Die Briten setzten dieser Produktionsweise in Indien ein Ende und unterwarfen es gewaltsam der Weltentwicklung, die über den Kapitalismus zum Sozialismus führte. Für einen indischen marxistischen Historiker waren diese Postulate des Meisters eine Herausforderung. Richtete er sich nach ihnen, wäre die vorkoloniale Geschichte Indiens gar nicht existent, und er könnte sich allenfalls mit der Leistung der Briten beschäftigen und müßte allein aus dieser die weitere historische Entwicklung Indiens ableiten. Lehnte er dies ab, so mußte er nachweisen, daß Indien entgegen der Ansicht des Meisters die für Europa postulierte Stufenfolge ebenfalls durchlaufen hatte. Damit rückte die Erforschung des indischen Feudalismus in den Mittelpunkt des Interesses.

Die ideologische Herausforderung regte die indische historische Forschung sehr an. Tempelinschriften und die auf Kupfertafeln eingravierten Landschenkungsurkunden wurden genau untersucht, um Belege für feudale Beziehungen zu finden. Hatten die nationalistischen Historiker sich auf die „goldene Zeit“ des indischen Altertums konzentriert, so durchleuchteten die marxistischen Historiker nun das „finstere Mittelalter“, das bei näherem Hinsehen als eine für die indische Kultur prägende Epoche erschien. Es gab aber auch „bürgerliche“ indische Historiker, die von der ideologischen Herausforderung des Marxismus unberührt blieben und sich an der europäischen Feudalismusforschung orientierten. Da diese die typischen Verpflichtungsformen zwischen Lehnsherren und Vasallen hervorhoben, für die sich in Indien keine Parallelen finden ließen, leugneten sie die Existenz eines indischen Feudalismus und gerieten so mit den marxistischen Historikern in Konflikt. Es ist hier nicht der Ort, diese Debatten nachzuvollziehen. Jedenfalls hätte das indische Mittelalter ohne sie nicht das Interesse gefunden, das ihm gebührt.

Folgt man den indischen Marxisten in ihrer Rehabilitierung des Feudalismus, dann ergibt sich freilich auch die Frage, wie aus ihm der Kapitalismus hervorgegangen ist. Hier findet man bei den meisten marxistischen Historikern die These, die britische Kolonialherrschaft habe gerade dann eingesetzt, als Indien von sich aus den Übergang von Feudalismus zum Kapitalismus hätte finden können. Damit widersprechen sie der Bewertung dieser Herrschaft durch Marx ganz entschieden. Nach Ansicht dieser mar-

xistischen Historiker hat sich die Kolonialherrschaft auf die feudalen Elemente in der indischen Gesellschaft gestützt. Auch im unabhängigen Indien kritisierten sie die weitere Existenz solcher Elemente. Damit wird freilich „feudal“ ein Synonym für alles was nicht „progressiv“ ist. Ein derart erweiterter Feudalismusbegriff ist jedoch kaum noch für historische Analysen brauchbar.

Bemühungen um eine Geschichte von unten: Das Problem der „Subalternität“

Wie bereits erwähnt, erweist sich die marxistische „Klassenanalyse“ für die indische Geschichte oft als ungeeignet, zumal wenn man sie in ein revidiertes Geschichtsbild einbauen muß, das durch die Postulate des Meisters gar nicht gedeckt ist. Im Rahmen der „asiatischen Produktionsweise“ wäre eine Klassenanalyse sinnlos. Doch auch wenn man annimmt, daß man es in Indien mit einer durch die Kolonialherrschaft retardierten Entwicklung des Kapitalismus zu tun hat, findet man die orthodoxe „Klassenanalyse“ nicht sehr brauchbar. Daher haben einige indische Marxisten die Lehren des italienischen Marxisten Antonio Gramsci übernommen, der für die Deutung der Geschichte seines Landes das Begriffspaar „Hegemonie“ und „Subalternität“ geprägt hatte. Gramsci hatte beklagt, daß Italien keine „nationale Bourgeoisie“ hervorgebracht habe und daher auch nicht dem von Marx vorgezeichneten Entwicklungspfad folgen könne. Statt einer solchen Bourgeoisie gab es aber eine Art Dienstleistungselite, die eine „Hegemonie“ ausübte. Für Gramsci bedeutete Hegemonie nicht eine Gewaltherrschaft, sondern eine durch kulturellen Konsensus anerkannte Führungsstellung einer Oberschicht, der eine Duldung durch die „subalterne“ Unterschicht entsprach. Für die indische Geschichtsschreibung ergab sich aus der Rezeption dieser Ideen die Forderung nach einer Überwindung der „hegemonialen“ Elitegeschichtsschreibung durch eine Hinwendung zu „Subaltern Studies“.²

Die Autoren dieser Reihe fragten sich aber nicht, wie es der Oberschicht gelungen war, ihre Hegemonie zu errichten und so die Duldung der „Subalternen“ zu erlangen. In Gegenteil, sie behaupteten, daß es im Grund niemandem gelungen sei, eine solche Hegemonie in Indien zu errichten, weder den fremden Kolonialherren noch der indischen Führungsschicht nach dem „Transfer of Power“. Wenn sich aber bei Gramsci „subaltern“ aus der Beziehung zur geduldeten Hegemonie ableiten läßt, dann wird beim Entfallen

2 Seit 1982 erscheint eine Reihe von Sammelbänden (Oxford University Press, Delhi) unter diesem Titel.

der Hegemonie auch die „Subalternität“ hinfällig. Man kann dann „subaltern“ nur noch als mehr oder weniger unverbindlichen Ausdruck für „Unterschicht“ beibehalten, und so wird dieser Begriff von den Autoren der „Subaltern Studies“ denn auch gehandhabt.

Der heuristische Wert dieses Ansatzes ist nicht zu bestreiten. Die Autoren haben eine große Anzahl sozialgeschichtlicher Fallstudien vorgelegt. Sie haben sich besonders sehr kreativ in bezug auf die Heranziehung von Quellen erwiesen, die die „Elitegeschichtsschreibung“ unbeachtet gelassen hat. Oft kam es ihnen darauf an, zu erkunden was man etwa in Polizeiberichten „zwischen den Zeilen“ lesen kann. Mitunter kann dabei sogar das Schweigen „beredt“ werden, so wenn in einem Gerichtsprozeß über den Tod einer Frau die Aussagen nur von Frauen stammen, während alle anwesenden Männer schweigen.

Die Problematik, die „Subalternen“ zum Sprechen zu bringen, führte die Autoren der „Subaltern Studies“ zur Methode der Diskursanalyse, die neuerdings hoch im Kurs steht. Einige von ihnen haben diese Methode sehr überzeugend angewendet, so etwa, wenn es darum geht, „The Prose of Counter-Insurgency“³ zu analysieren. Guha zeigt, daß der Diskurs der „Counter-Insurgency“ auf drei Ebenen geführt wird. Die erste Ebene ist die der zeitgenössischen Reaktion der Herrschenden, die zweite die des späteren Rückblicks, bei dem „Counter-Insurgency“ sich nicht mehr auf die Bekämpfung des Aufstandes, sondern auf die Lehren bezieht, die man aus ihm ableiten kann, um Wiederholungen zu vermeiden. Auf dieser zweiten Ebene ist sogar ein Verständnis für die Rebellen möglich, die für Gerechtigkeit kämpften. Die dritte Ebene ist die der nationalistischen oder marxistischen Geschichtsschreibung, die zwar mit den Rebellen sympathisiert, aber die Berichterstattung der ersten und zweiten Ebene reflektiert und kein Verständnis für die religiösen Motive und Heilserwartungen der Aufständischen zeigt, sondern diese ebenso wie dereinst die Kolonialherren als „Fanatismus“ oder Propaganda, die zur Solidarisierung einfältiger Menschen dient, einstuft. Damit ist eigentlich die Forderung nach der Analyse einer vierten Diskursebene gegeben, auf der es um eine Rekonstruktion des eigentlichen Anliegens der Aufständischen ginge, das vom Unverständnis, das die anderen Diskursebenen kennzeichnet, verdeckt wird.

In den Beiträgen zur Diskursanalyse liegt ein besonderes Verdienst der „Subaltern Studies“. Diese Form der Betrachtung hat inzwischen auch in einem anderen Gebiet, dem der Frauengeschichte, Schule gemacht, das sich thematisch mit dem der „Subaltern Studies“ verbinden läßt.

3 Ranajit Guha (Hrsg.), *Subaltern Studies*, Vol. II, Delhi 1983.

Diskursanalyse und Frauengeschichte

Gramscis Begriffspaar Hegemonie-Subalternität läßt sich auf die Frauengeschichte übertragen, wenn man unter Hegemonie das Patriarchat und unter Subalternität die dementsprechende Unterordnung der Frau versteht. Wenn sich die Autoren der „Subaltern Studies“ gegen die „Elitegeschichtsschreibung“ wenden, so argumentieren jene, die sich der Frauengeschichte widmen, gegen die bisherige Geschichte, die eigentlich nur Männergeschichte ist. Die in den historischen Quellen kaum wahrnehmbare Stimme der Frau zum Sprechen zu bringen, ist das Anliegen der Frauengeschichte, für die sich auch in Indien bereits mehrere bedeutende Autorinnen einsetzen. Als ein besonders interessantes Projekt ist hier die Erfassung der meist auf mündlicher Überlieferung beruhenden Zeitzeugnisse von Frauen zu erwähnen, die die Wirren der Teilung Indiens miterlebt haben.⁴

Es ließen sich hier noch weitere Beispiele erwähnen. Besonders das Publikationsprogramm „Kali for Women“ verdient dabei Beachtung. Hier sollte nur kurz auf diesen Aspekt der jüngsten indischen Geschichtsschreibung hingewiesen werden, die insgesamt sehr lebendig ist und bisher in Europa nicht die Aufmerksamkeit gefunden hat, die ihr gebührt.

Der Diskurs der „Modernität“

Neben der Geschichte der Unterschichten und der Frauen ist in jüngster Zeit ein weiteres Thema von indischen Historikern entdeckt worden: das der „Modernität“. Unter diesem Gesichtspunkt wird die Geschichte des indischen Nationalismus wieder aufgegriffen, um die es lange Zeit still geworden war. Auch hier geht es um die Anwendung der Diskursanalyse, wobei gerade bei dem Thema „Modernität“ zunächst einmal von einem „derivativen Diskurs“ (Partha Chatterjee) die Rede ist oder auch von „kolonialer Hybridität“ (Homi Bhabha). Literarische Quellen werden hierfür stärker herangezogen – und da Literatur in erster Linie von Eliten geschrieben und gelesen wird, kann nun auch die von den „Subalternen“ verteilte „Elitegeschichtsschreibung“ unter diesem neuen Vorzeichen wieder betrieben werden. Neben jenen, die von „kolonialer Modernität“ sprechen und die Modernität als Importartikel studieren, melden sich in Indien auch Stimmen, die eine „indigene Modernität“ hervorheben und in diesem Sinne zum Beispiel Mahatma Gandhi rehabilitieren, der lange Zeit nur noch als „Vater der Nation“ die Amtsstuben zierte und zum Gegenstand von politi-

4 Urvashi Butalia, *The Other Side of Silence. Voices from the Partition of India*, Delhi 1998; Ritu Menon and Kamla Bhasin, *Borders and Boundaries. Women in India's Partition*, Delhi 1998.

schen Lippenbekenntnissen gemacht wurde, aber für Historiker meist uninteressant blieb, es sei denn, daß sie als Marxisten darum bemüht waren, ihn als Handlanger der Bourgeoisie darzustellen.

Der neue Modernitätsdiskurs der indischen Historiker fügt sich in den „cultural turn“ der Sozialwissenschaften ein und bietet daher vielerlei Anknüpfungspunkte für internationale Zusammenarbeit. Das ist sehr zu begrüßen, obwohl die sich auf diese Weise bildende „Diskursgemeinschaft“ oft einen Jargon hervorbringt, der seinerseits zur „Diskursanalyse“ herausfordert.